

„Es war ein schöner Tag“

Von Peter Lippert S.J.

Ein schwedischer Arzt namens Axel Munthe, hat sein Leben beschrieben unter dem Titel „Das Buch von San Michele“¹. Vielmehr: einiges aus seinem Leben hat er erzählt, in buntem Durcheinander, Tatsachen und Träume, Lustiges und Trauriges, Geschichten von jeder Sorte von Menschen, von Aristokraten des Geldes und der Geburt und von Bettlern, von Dirnen und von Nonnen, von verrückten Patienten und von rührenden Greisen, von Schurken und von Heiligen, denen beinahe der liebe Gott selbst es nicht zugetraut hätte, daß sie heilig waren. Die Erzählungen klingen meist scherzhaft, leicht ironisch, aber zuweilen und immer wieder dazwischen hört man irgendwo in der Ferne ein schluchzendes Weinen; zuweilen sind sie auch sentimental, und einiges ist direkt kitschig. Rückblickend als halbblinder Mann, der in dem alten Turm von Materita wohnt, überschaut Axel Munthe sein Leben: „Es ist gut, im sanften Licht unter den Oliven von Materita zu wandeln; es ist gut, im alten Turm zu sitzen und zu träumen; das ist ungefähr alles, was ich noch tun kann. Der Turm liegt nach Westen, wo die Sonne untergeht. Bald wird die Sonne im Meer versinken, dann kommt die Dämmerung, dann kommt die Nacht.

Es war ein schöner Tag.“

Das ist das Schlußergebnis dieses Menschenlebens: Es war ein schöner Tag. Freudig und wehmutsvoll zugleich klingt diese abendliche Erkenntnis. Und es muß wohl auch der — vielleicht nur halbbewußte und ahnende — Eindruck sein, den die Leser dieses Buches empfangen, sonst würden sie es nicht so eifrig lesen. Von einem Leben, das wie ein schöner Tag war, möchten doch wohl alle hören. Aber moderne Menschen! Die sind ganz andere Kost gewohnt als dieses moderne Erbauungsbuch, so möchte man es beinahe nennen. Zwar modern ist es, aber doch ein Erbauungsbuch für Leser, die es wirklich zu lesen verstehen, nicht nur zwischen den Zeilen, sondern bis tief hinunter zu dem, was unter den Zeilen liegt. Ob es viele solcher Leser gibt? Das Exemplar, das vor mir liegt, gehört dem 71.—75. Tausend an. Es werden wohl noch viele Tausende gedruckt werden.

„Es war ein schöner Tag.“ Aber war es überhaupt? Dieses Leben? Hat es sich wirklich begeben, ungefähr so, wie es da erzählt wird? Hat es diesen Menschen wirklich gegeben, der da so unbekümmert von sich und

¹ Leipzig 1932, Paul List.

von seiner Seele, von seiner Arbeit und von seiner Güte erzählt? Hat es je einen Arzt gegeben, der auf Anacapri sich ein phantastisches Haus baute, mit eigener Hand, und unter großen Opfern dort eine Heimstätte für die früher zu Tausenden gemordeten Zugvögel schuf? Etwas muß wohl an der Sache sein; denn es wird berichtet, daß die italienische Regierung auf die erschütternde Klage und die leise und gehaltene Anklage dieses Buches hin endlich den Vogelmord auf Capri untersagte, ein Verbot, das bisher kein Protest und keine Entrüstung der Kulturwelt zustandegebracht hat. Hat es also wirklich den gütigen Freund aller Vögel, Hunde, Affen und — Menschen gegeben, von dem dieses Buch erzählt, den Mode-Arzt reicher Ausländer in Paris und den engelhaften Retter in den diptherieverseuchten Armenvierteln hinter der Gare Montparnasse und in den Cholera-Höhlen von Neapel? Wer kann das sagen, wieviel an diesem Buch wirkliche Lebensgeschichte und erlebte Wirklichkeit ist, und wieviel bloßer Roman, vielleicht nur spöttische Dichtung?

Aber diese Frage ist ja gar nicht wichtig. Selbst wenn nicht ein geschichtlicher Mensch hinter diesen bunten Geschichten und Gestalten stünde, ein Menschentum wird doch in ihnen offenbar. Und dieses Menschentum ist echt und wahr, weil es das wahre Menschentum ist; es ist eindrucksvoll und köstlich, ja sogar vorbildlich, soweit das Menschentum des einen Menschen überhaupt vorbildlich sein kann für andere Menschen. Es ist gewiß kein vollkommener Mensch, der uns da erscheint, darum kann er auch nicht einfachhin als absoluter Maßstab dienen; aber er hat die Gaben und Kräfte, die seelischen Formen und Haltungen, die gerade uns heutigen Menschen als wertvoll und erstrebenswert gelten — weil wir sie zu allermeist und gar schmerzlich vermissen.

Das Menschentum, das Axel Munthe vor uns hinstellt, ist wie eine bildhafte Darstellung folgender drei Postulate und Axiome moderner Lebenskunde: 1. Auch in unserer dunklen Welt gibt es noch Licht und Glück. 2. Und die Güte — sie ist kein leerer Wahn. 3. Diese Güte und dieses lichte Glück sind ein und dasselbe.

Axel Munthe, so wollen wir den großen Unbekannten nennen, der im „Buch von San Michele“ uns anschaut aus tausend farbigen Gestalten, die der Verfasser vor uns hinmalt, dieser Axel Munthe war ein froher, ein lächelnder Mensch. Das kann man also sein, auch heute noch! Dieser Mensch hat in die Abgründe des Daseins bis in ihre untersten Tiefen geschaut, soweit sie überhaupt sinnlich und seelisch erfahrbar sind: Armut, Sünde, Wahn, Torheit, Tod. Gerade der Tod in seinen mannigfaltigen Formen: der Krankenhaustod, der Schlachtfeldtod, der brüllende Tod von tollwütigen Menschen und das sanfte Einschlafen kindisch gewordener Greise, gerade der Tod hat es ihm von Anfang an angetan — er war ihm als Arzt zuerst sein großer Feind und Widersacher und dann sein vertrauter Freund. Und dann — die Lächerlichkeit des Menschenwesens! Die Lächerlichkeit von Mamsell Agatha, von Miß Hall und von so manchen Dollar-Patienten, die Lächerlichkeit auch so mancher Größen in der medizinischen Welt. Eigentlich ist die Lächerlichkeit des Menschenwesens schrecklicher und erschütternder als alle Schlechtigkeit, deren ein Mensch

fähig ist. Daß ein Geschöpf Gottes so lächerlich sein kann! Selig, wer an der Lächerlichkeit der Menschen nicht zerbricht! Axel Munthe hat auch über der Lächerlichkeit seiner Mitmenschen, ja über seiner eigenen Lächerlichkeit mild und weise und gütig zu bleiben vermocht. Er ist es geblieben, weil er durch ein großes Wissen weise und darum auch mitleidig geworden war. Freilich dieses Wissen! „Das Wasser dieser Quelle ist klar und kalt wie die Wahrheit. Aber der Geschmack ist bitter wie Tränen!“

Neben dieser Lächerlichkeit scheint dem Axel Munthe eigentliche Schurkenhaftigkeit nicht so oft begegnet zu sein. Oder hat sein lächelnd ironisches Allverstehen sie nicht in ihrer ganzen Größe gewürdigt? Hat er überall zu viel Licht gesehen? Er trug ein Licht in sich selbst. Darum war er auch so lichthungrig und für Licht empfänglich. Es ist wie ein ergreifendes Symbol, daß gerade dieser Mann, der das helle, grelle Licht von Capri so sehr liebte, und der glaubte, daß seine Augen sich nicht satt daran würden trinken können, daß gerade dieser Mann unter diesem allzuvielen Licht erblinden mußte. Daß gerade an ihm die Warnung sich erfüllte: „Hüte dich vor dem Licht, hüte dich vor dem Licht! Zu viel Licht ist nicht gut für Menschaugen.“ Ist es möglich, ist es möglich, daß für den Menschen das Licht, das Glück und die Freude zu viel werden können, daß er sie nicht zu ertragen vermag?

Menschaugen und Menschensinne können in der Tat darunter erliegen. Aber die Menschenseele kann dem Druck des Lichtes standhalten, wenn sie diesem Druck einen noch stärkeren Lichtdruck gleichsam von innen her entgegenstellen kann; wenn sie in sich selbst noch mehr Freude birgt, als ihr irgendwie von außen zuströmen kann. So war die Seele von Axel Munthe, und gerade unter diesem innern Lichtdruck konnte und mußte sich auch der von außen kommende Druck der Freude ins Unbegrenzte vermehren. Er ist ein Genießer im schönsten und edelsten Sinne geworden, ein Mensch, der die Freudentropfen, ja die Freudenströme, die durch Gottes Schöpfung gehen, wahrlich ausgetrunken hat. Inniger und innerlicher, behaglicher und berauschender, als er es getan hat, kann man sich nicht an dem Meer, an dem Marmor, an den Augen von Tieren, an den Flügeln der Vögel, an den Köstlichkeiten von Menschenseelen freuen. Und er fand es entzückend, daß gerade die größten Freuden den Menschen umsonst oder um geringstes Entgelt dargeboten werden: „Alles, was uns wirklich anzieht, ist für wenig Geld zu haben, nur das Überflüssige kostet viel. Alles wahrhaft Schöne ist nicht käuflich, das bieten uns die unsterblichen Götter zum Geschenk. Ohne einen Pfennig zu zahlen, dürfen wir zusehen, wie die Sonne auf- und untergeht, wie die Wolken am Himmel entlangsegeln, dürfen wir uns an Bäumen, Feldern und an dem herrlichen Meer erfreuen. Ohne Entgelt singen uns die Vögel vor, die wilden Blumen an der Landstraße dürfen wir pflücken. Es wird kein Eintritt erhoben in die Halle der sternhellen Nacht... Ein paar Freunde, ein paar Bücher — ach sehr wenige, und einen Hund, mehr brauchst du nicht um dich zu haben, solange du dich selbst besitzt. Aber du sollst auf dem Lande leben. Der Plan zur ersten Stadt wurde vom Teufel entworfen, darum wollte Gott den Turm von Babel vernichten.“ Vielleicht ist aber hier

noch zu viel an äußern Dingen verlangt; darum werden ein andermal die Anforderungen an das Leben noch mehr eingeschränkt: „Ein Mensch kann viel ertragen, solange er sich selbst ertragen kann. Er kann leben ohne Schönheit, ohne Freund, ohne Bücher, ja ohne Musik, solange er seinen eigenen Gedanken lauschen kann, einem Vogellied vor dem Fenster oder der fernen Stimme der See. Sie sagten mir in St. Dunstons (Heim für englische Kriegsblinde), ein Mensch könne sogar ohne Licht leben, doch die es mir sagten, waren Helden.“

Wir legen heute ein so entscheidendes Gewicht auf die wirtschaftliche Not, die uns drückt. Und man möchte wirklich meinen, daß inmitten all des Hungers, der Kälte, der Arbeitslosigkeit, der Wohnungsnot unserer Tage ein wirklich helles und frohes Leben nicht mehr möglich wäre. In der Tat ist diese Not groß genug, um viele Lichter in den Menschenseelen auszulöschen. Aber es ist ohne weiteres klar, daß ein Mensch wie Axel Munthe auch in diesen Nöten nicht ganz lichtlos sein würde. Freilich hat er keine materielle Not gelitten. „Es war immer ein Haufen Geld da, wenn ich es für etwas brauchte.“ Für etwas! Das soll heißen, für seine armen und ratlosen Menschen. Allerdings „aus unerklärlichen Gründen wurden diese wohlhabenden Zeiten nicht selten unterbrochen von Augenblicken, in denen ich gar kein Geld hatte“. Es fehlte eben, wie sein nüchterner Freund Norström deutlich sah, an jeder Buchführung und an dem regelmäßigen Schreiben von Rechnungen an die Patienten, aber trotz allem — eigentlichen Hunger hat Axel Munthe nicht leiden müssen, außer wenn er keine Zeit hatte zu essen, weil der Cholerakranken zuviele waren. Aber auch so wissen wir genau, daß ein Mensch wie er in äußern, körperlichen Nöten, in wirtschaftlichen Entbehrungen nicht unglücklicher und verzweifelter sein würde, als sein großer Freund St. Franziskus es gewesen ist. Nein, die Helligkeit unseres Lebens, die Glücksmöglichkeiten, die wir genießen können, die Lichter, die wir entzünden können, und die Freudenjauchzer, die auch wir noch in den blauen Himmel hinaufschicken können, hängen nicht ab von wirtschaftlichen — politischen — sozialen Zuständen, sie können davon weder geschaffen, noch ausgelöscht werden. Trag in dir selbst ein Lied, eine Sonne oder eine Adventskerze, dann wird auch dein Leben hell und klingend, und wäre es auch dazu verurteilt, in den Ostend-Vierteln moderner Industriestädte elend zu versickern.

Und die Güte — sie ist kein leerer Wahn! Es ist möglich, auch heute, daß ein Mensch gut ist. Axel Munthe war es in einem fast charismatischen Grade. Und in einer modernen Form, die auch wir verstehen und — ertragen können. Denn wir vermöchten nicht jede Form von Güte uns gefallen zu lassen, etwa wenn sie zu feierlich, zu bewußt, zu absichtlich und gewollt zu uns käme. Es geht uns allmählich eine Ahnung dafür auf, daß Güte nichts anderes ist als ein weites Aufgetansein für jede Kreatur, eine offene Tür der Seele, durch die alle Wesen aus- und eingehen können, gerechte und ungerechte, junge und alte, weise und lächerliche Menschen, Tiere und Blumen, Affen und Hunde, aber auch das Leid und der Tod. Man kann das nicht eigentlich beschreiben. Auch in dem „Buch von San Michele“ ist das nicht beschrieben. Axel Munthe selbst konnte es

nicht in Worte fassen, auch wenn er es gewollt hätte, schon darum, weil er selbst von seiner Güte nichts wußte, oder nicht viel. Es ist sehr bezeichnend, daß bei ihm sogar die Heiligen im Himmel keine Ahnung mehr haben von den guten Werken, die sie einst gewirkt haben. Nur die guten Werke ihrer Mittheiligen wissen sie sehr genau; und Gott weiß sie alle miteinander.

Aber wenn es Axel Munthe auch nicht weiß, was seine Güte war, zwischen den Zeilen steht es doch überall, aus allen Ritzen seines Wesens leuchtet sie hervor, rührend, erschütternd und zuweilen auch ergötzlich. Denn sie ist sehr humorvoll. Aus seinem Spott, aus seinem Zorn, aus seinem Ärger, aus seiner abweisenden Kälte, aus seinem brummenden und unwirschen Zuhilfekommen leuchtet sie nicht minder hervor als aus seinen Koseworten, mit denen er kranken Raubtieren, betrunkenen Affen und von Todesangst zitternden Menschen zuredet.

Es ist eine oft strenge Güte, eine kritische Güte, der keine Schwäche und Gemeinheit und Lächerlichkeit der Menschen entgeht, eine sehr wissende und illusionslose Güte, darum ist sie auch stets leicht ironisch; aber immer ist sie eine lächelnde, eine ertragende und unbeirrbar Güte, die sich nicht erschöpfen läßt, die nicht müde wird. Freilich ist das nur möglich, weil sie von sich selbst nichts weiß. Sie ist so selbstverständlich, wie das Blühen einer Blume in Regen und Sonnenschein, in Sturm und Mittagswärme. Sie reflektiert nicht über sich selbst und ringt sich nicht einzelne Akte ab, sondern strömt einfach, leicht und heiter über die inwendigen Becken der Seele, so wie römische Brunnen das tun. Darum ist sie auch anspruchslos. Sie denkt keinen Augenblick nach, was sie wohl wieder empfängt, Dank oder Schmutz. Sie hat auch keine Zeit, zurückzuschauen; sie verweilt nicht an den Stellen, die sie getränkt hat mit ihren lebendigen Wassern. Selbst in der Rückschau des Greises ist kein behagliches Ausruhen auf den einstigen Leistungen; höchstens ein bescheidenes Anmelden seiner ärztlichen Beihilfe (um der Standesehre willen), die er zu dem *miracolo di Sant' Antonio* leisten durfte.

Diese Güte ist also nicht das Erzeugnis aufwühlenden Ringens und Kämpfens, nicht das blasse Produkt von Überlegungen und Selbstermunterungen, nicht das kümmerliche Endstadium von Vorsatzbündeln. Sie ist im Grunde eine Gnade, eine Berufung von oben. Ob sie nun natürlich oder übernatürlich ist. Sie ist ein ursprüngliches Geschenk an die Seele in Form einer Seelenaufschließung, in Form einer innern Erweiterung und Befreiung, in Form einer innern Wärme und überströmenden Fülle. Sie ist eine erste Mitgift an die künftige Gottesbraut, die ihr vielleicht schon in der Stunde ihres Geschaffenwerdens mitgegeben wird. Freilich, Gnaden wirken nicht auf mechanische Weise, nicht wie ein Motor, der schnurrend abläuft. Alle Gnaden bedürfen auch der Mitwirkung und einer Bereitwilligkeit ohne Ende. Axel Munthe hat diese Bereitwilligkeit, diesen starken, sogar heilig hartnäckigen Willen, mitzutun, besessen und immer beigetragen. Er wollte tatsächlich den Geschöpfen gut. Und er hat unerbittliche Kritik an sich selbst geübt, ja grausame Kritik, wenn er auch diese Gerichtstage, die er wider sich selbst abhielt, uns unter der leichten, literarisch amüsanten Form von Zwiegesprächen mit einem Doppelgänger,

mit einem Gespenst, mit einem versucherischen Dämon oder mit putzigen Wichtelmännchen vorführt. Wir möchten allerdings vermuten, daß eine so berufene und auserwählte Seele immer auch bereitwillig sein wird; oder ist es so, daß Gott seine außergewöhnlichen Gnaden nur den Bereitwilligen gibt, die er schon laufend auf sich zukommen sieht? Wir wissen es nicht. Geheimnis der Gnadenwahl!

Auch ein so gütiger Mensch kann nicht alles, auch er ist beengt durch die Schranken seines eigenen Wesens und Könnens und durch die Widerstände der Umwelt, die oft wahrlich dazu angetan sind, auch einen Heiligen knirschen zu lassen in ohnmächtiger Wut. Aber ein gütiger Mensch knirscht nicht. Nur die Verdammten in der Hölle knirschen. Ein Mensch wie Axel Munthe tobt nicht in fruchtlosem Anrennen gegen die Unvernunft der Umwelt, die ihm oft auch seinen besten Willen zunichte macht. Er tut still und gelassen, was ihm zu tun übrig gelassen wird. Und geht weinend, aber gefaßt vorüber an all den schönen Möglichkeiten, die ihm verwehrt oder verdorben werden. So liegt über allem Lächeln, über aller heiteren Ironie, über aller kindlichen Sorglosigkeit doch eine sanfte und gerade so herzerreißende Melancholie. O, wir verstehen diese Melancholie des Lächelns, diese lächelnde Melancholie der Heiligen gut!

Immerhin ist die Güte von Axel Munthe vielleicht doch allzu naturhaft geblieben; wie eine wildwachsende Wunderblume in dunklen Wäldern war sie in ihm. Man kann solche Blumen aber doch in etwa pflegen und sogar veredeln. Die echte Religion, die Güte gegen Gott und Gottes besondere Güte gegen die Seele könnte das. Aber Axel Munthe hatte keine Religion, wenn man nicht etwa sein lächelnd geduldiges Teilnehmen an einer dörflichen Prozession zu Ehren des hl. Antonius schon Religion nennen will oder seine ehrfurchtsvolle Neigung vor dem großen Geheimnis Tod und damit vor dem Weltgeheimnis überhaupt. Aber eine Religion im landläufigen Sinn und auch eine Religiosität in differenzierter Form und Ausgestaltung war sicher nicht in ihm. Und doch konnte er sie haben. In seiner Seele war Platz genug für gebetserfüllte Kathedralen. Er besaß, was viele Menschen nicht haben, die nichts zu haben scheinen als ihre Religion, und denen darum auch diese Religion keinen wirklichen Reichtum gibt. Er besaß in seiner ursprünglichen und naturhaften Güte den Baugrund, auf dem alle echten Gotteshäuser erbaut sein müssen. Er hatte Ehrfurcht und Verstehen und eine selbstvergessene Art zu helfen und einen unerschöpflichen Willen zur Hilfe überall, wo eine Not war. Seine Linke wußte wirklich nicht, was seine Rechte tat. Darum hatte er wunderbar zärtliche Liebe zu den „Kleinen Schwestern der Armen“. Er bewunderte diese Nonnen, obgleich er ihnen doch selbst ähnlich war. Er bettelte und warb für sie, und er machte sie gern ein wenig lachen, wozu sie freilich sehr bereit sind; denn „sie sind stets voll guter Laune und voll lustiger Einfälle“, diese Bettelkinder Gottes, die nur für noch Ärmere betteln. Es wäre überhaupt am besten nach seiner Meinung, alles Geld diesen Kleinen Schwestern der Armen zu geben in ihre stets leeren Sammelbüchsen und Sammelkörbe. „Alles ist diesen Kleinen Schwestern recht“, was man ihnen gibt, und „von früh bis spät sind sie an der Arbeit. Ich

kenne keine, die zugleich so segensreich und so undankbar wäre“. „Glaube mir, du hast dein Geld nie sicherer angelegt. Denke daran, was ich auf einer andern Seite dieses Buches geschrieben habe: Was du für dich behältst, wirst du verlieren; was du fortgibst, ist dein für immer. Du hast übrigens gar nicht das Recht, das Geld für dich zu behalten, es gehört nicht dir. Geld gehört niemand auf Erden. Alles Geld gehört dem Teufel, der bei Tag und Nacht in seinem Kontor hinter seinen Geldsäcken sitzt und mit Menschenseelen Handel treibt.“

Ja, das ist auch noch ein besonderes Kapitel, die Reformgedanken dieses gütigen Menschen: wie man das Strafrecht und das Geldwesen und das Erziehungswesen reformieren müßte. Nur wahrhaft gütige Menschen können so etwas ausdenken. Freilich, wenn die Güte mit der Wirklichkeit zusammentrifft, bekommt sie doch oft unrecht und scheitert an dieser Wirklichkeit. Man braucht also auch seine Reformgedanken nicht ohne weiteres zu glauben, kann sie sogar belächeln und als unzulänglich abtun, ohne daß man an der erhabenen Reinheit und Schönheit dieser Güte zu zweifeln braucht, die solche Reformgedanken einzugeben vermag.

Es schließt sich nun der Kreis der drei großen Lebenserfahrungen Axel Munthes: Güte und Glück sind ein und dasselbe. Es ist einfach nicht wahr, daß die Güte sich nicht lohne in dieser Welt. Gewiß kann sie nicht eigentlich belohnt werden, das würde ihrem innersten Wollen widersprechen. Sie wird nie gebührend geschätzt, so wenig wie Gott selbst. Sie wird auch oft genug beleidigt, gekränkt und mißhandelt, sie wird tausendfach mißverstanden, verleumdet und mit Schmutz beworfen. Und doch lohnt sie sich; denn sie empfängt das Kostbarste, was es gibt — sie wird geliebt, mehr als alle andern Dinge und Wesen dieser Welt. Sie ist die große Anziehungskraft, um die alle Dinge heimlich kreisen. Am unbefangenen und ungezwungensten tun das die einfachen Naturwesen, die Tiere und die ganz schlichten, einfältigen Menschen; sie wehren sich nicht gegen die Güte, sondern lassen sich von ihr einfach beschenken ohne besonderes Staunen, aber auch ohne ihr tiefes Glück und ihren Dank künstlich zu verbergen. Aber je entwickelter ein Menschenwesen, also auch je verwickelter, je wacher und bewußter, also auch je undurchsichtiger und, man möchte fast sagen, je hinterlistiger es geworden ist, um so mehr verwickelt und verwirrt sich auch seine Haltung gegen die Güte. Das kann so weit gehen, daß es gegen die Güte sich zur Wehr setzt, sie verhöhnt, sie absichtlich kränkt, sie scheinbar haßt und doch von ihr innerlich überwunden wird und heimlich vor ihr auf den Knien liegt. Man kann so weit gehen, zu sagen, daß Güte die einzige Macht ist, die es über Menschenherzen gibt. Axel Munthe sagt: „Du kannst kein guter Arzt sein ohne Mitleid.“ Das gilt von allen Arten der Menschen Sorge und der Menschenhilfe. Du kannst keinem Menschen etwas sein ohne Güte. Freilich, wo auch die Güte versagt, da ist selbst Gott am Ende seiner persönlichen Liebesmacht, da kann nur noch seine Allmacht walten. Und Gottes Allmacht ohne seine Güte, das ist die Hölle.

Axel Munthe hat die Allgewalt der Güte reichlich erfahren. Er redet zwar spöttisch über seine rasch und leicht erworbene Stellung als „Mode-

arzt“, aber er weiß doch selbst am besten, daß es nicht bloß die Modorheiten waren, die ihm eingebilddete Kranke der höchsten Gesellschaftsschichten zuführten; auch in diesen Schichten hat er doch reichlich Menschlichkeit und tiefes Leid gefunden, und dann war es diese Menschlichkeit und dieses Leid, was diese Leute an ihn fesselte. Und daß die Armen ihn liebten und auf ihre einzig wunderbare Weise verehrten, darüber hat er wahrlich nicht gelächelt, wenn er auch lächelnd die unbeholfene und unergründlich tiefe Liebe schildert, die etwa der alte Totengräber von Anacapri Pacciale ihm entgegenbrachte, dessen letzte Geste und letztes Wort im Sterben war, daß er „plötzlich die Hand hob und zart, fast schüchtern meine Wange streichelte. ‚Siete buono come il mare‘, murmelte er, „gut wie das Meer.“ Oder wie sein großer Freund, der arme Straßenkehrer Archangelo Fusco in Paris, der „liebepoll bei Tag und Nacht die Kinder seines armen Landsmannes Salvatore gepflegt, als sie Diphtherie hatten, und der seinen eigenen Sonntagsanzug verkaufte, um den Sarg zu bezahlen, als die Älteste starb“. Nein, Axel Munthe wußte, daß ihm ein großer Schatz von Liebe in den Herzen vieler Menschen hinterlegt war, und er war in Demut und Rührung dankbar für diesen Schatz. Das Wunder des Vertrauens! „Was ist das Geheimnis des Erfolges? Vertrauen erwecken. Was ist Vertrauen? Wo entsteht es, im Kopf oder im Herzen?... Auf welchen Wegen teilt sich das Vertrauen andern mit, wird es sichtbar im Auge, wird es vernehmbar im gesprochenen Wort? Ich weiß es nicht. Weiß nur, es kann nicht aus Büchern erworben werden und nicht am Krankenbett. Es ist ein magisches Kleinod, durch Geburtsrecht dem einen gewährt, dem andern versagt.“ „Warum sitzen da alle diese törichten Leute und warten stundenlang in meinem Sprechzimmer? Warum gehorchen sie mir alle? Warum fühlen sie sich nach einer bloßen Berührung meiner Hand besser? Und warum wurden selbst Sterbende, die, nicht mehr fähig zu sprechen, mich mit ihren in Todesangst erweiterten Augen anstarrten, friedvoll und ruhig, wenn ich ihnen die Hand auf die Stirne legte?“ „Ich entdeckte bald, daß mir diese unschätzbare Gabe ohne eigenes Verdienst beschert war. Ich entdeckte das noch rechtzeitig; denn ich war im Begriff, eingebilddet und recht selbstzufrieden zu werden.“

Axel Munthe tat gut daran, diesen Schatz in Demut zu tragen; denn er hat doch tatsächlich gelebt von dieser Liebe, die seiner Güte entgegengebracht wurde. Vor der andern Liebe, die ihn beinahe und unversehens mit einer jungen, schönen Gräfin verkettet hätte, ist er Hals über Kopf geflohen, wie es nicht viele Menschen tun würden. Und es ist wiederum symbolhaft, daß der Schrei eines Käuzchens im letzten Augenblick ihn gewarnt hat. Aus den Kreisen der Welt, die seiner Güte am weitesten offenstand, kam ihm die rettende Mahnung. Und er floh. Aber die große, warme Flut von Liebe, die er als Antwort auf seine Güte empfing, die ließ er wohligh und dankbar über sich herabrauschen, die war ihm Lebenselement. Wer kann leben ohne solche Liebe?

Im Grunde haben wir auf Erden kein anderes Lebenselement. Selbstverständlich werden wir auch in der Ewigkeit kein anderes haben als die

warme, wohlige Flut, die unsere Güte auf uns herabzieht. Die Gottesengel, die wir aussenden aus unserer wohlwollenden, verstehenden und aufnahmebereiten Seele, die bringen von ihren Ausgängen alle Kreaturen und selbst ihren Schöpfer mit und führen sie zu uns herein. Und je mehr sich unsere Seele mit ihnen füllt, diesen oft sehr zweifelhaften Gestalten von den Kreuzwegen und Zäunen der Erde, um so mehr belebt sich das Hochzeitsmahl unseres Lebens, das in unserer Seele gefeiert werden soll von der Stunde an und in alle Ewigkeit.

Dem widerspricht nicht das helle Licht der Freude, das Axel Munthe auch von den leblosen Dingen empfing, von der Sonne und vom Meer, von alten Steinen und Bildwerken; denn auch diese Dinge konnten ihm nur wohl tun um seiner innern Aufgeschlossenheit willen; weil er sie aufrichtig liebte, mußten auch sie ihm gut sein auf ihre Weise. Denn die Welt mit all ihren Geschöpfen um uns ist eigentlich vieldeutig, man kann sie verschieden sehen, erfahren und werten. Und alle diese Weltanschauungen und Weltwertungen sind richtig von der Seele des einzelnen Menschen aus. Dem einen erscheint die Welt als ein sinnloser Wirbel von Zufällen, als ein Herabstürzen zermalmender Notwendigkeiten, als ein greuelvolles Untier, als eine Bestie voll Heimtücke; dem andern aber ist sie von Sonne erfüllt und von Farbe, sie lacht und jubelt, sie dient und ist eifrig wie eine Botin Gottes, und selbst, wo sie wehetut, ist sie noch eine gehorsame und getreue Dienerin. Sankt Franziskus konnte die Macht und Pracht des Bruders Feuer preisen, während er es zugleich anflehte, es möge barmherzig sein und ihm nicht allzu sehr wehe tun in der Hand des Arztes. Es ist eben so: gütigen Menschen begegnet auch immer und überall wieder Güte; sie ist schon da und wartet nur auf ihren Anruf. Frohen Menschen begegnet überall eine Freude, und schenkende Menschen werden von überall her wieder beschenkt, sie werden überhäuft und gehen beladen unter der Last der Liebe, die sich endlos auf sie häufen will.

„Das Buch von San Michele“ ist eigentlich gar nicht so modern, wie man nach seinem Erfolg im modernen Leserkreis vermuten möchte. Modern daran ist nur die Selbstironie und das allzu wissende Lächeln. Aber der Inhalt dieses Lebens, der treue Dienst und sein Ergebnis, der kindliche Dank — Es war ein schöner Tag — ist gar nicht modern, sondern klingt aus uralten Zeiten herüber von den Lippen ungezählter Sterbender. Alle die großen Glaubenden und Liebenden der Vorzeit, ob sie nun ruhelose Gottsucher waren, von Zweifeln und von Liebe taumelnd, oder ganz einfache, schlichte Gläubige, sie alle hatten am Schlusse ihres Lebens das Empfinden: Es war ein schöner Tag! Aber auch sie alle sind nicht mehr gewesen als sehr beanspruchte und anspruchslose Dienstleute Gottes. Sie alle hatten von ihrem Leben nichts, als daß sie zu dienen hatten ihrem Herrn und ihren Dienstgenossen. Aber gerade so ward ihnen ihr Leben zu einer Gnade und zu einem reichen Geschenk: Es war ein schöner Tag!